

(Nachdruck verboten.)

15]

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Jahnke.

Heilig ist unser Bündnis, mein Liebling, so heilig, daß es eine unerschöpfliche Quelle des Lebens für uns werden mußte! Denn Leben sind in dieser Quelle versunken, die nie geatmet und die wir dennoch als lebendig, zitternd und jauchzend in uns empfunden haben. Wir haben Leben getrunken aus dem Herzblut derer, die in uns schlummern und die wir nicht geschaffen haben! Und nicht jede Stunde nur gedenke ich Deiner, Du Schöpfer meiner ungeborenen Kinder: nein, in jeder Stunde mindestens sechzig mal sechzig! Alle die Liebe, die andere ausgeben dürfen, blüht und glüht wie ein großes konzentrisches Feuer in mir!

Ich habe mich in Dir verloren. Und kann mich nur finden in Dir.

Und weil Du ich bist und ich Du, deshalb kommt doch in gesegneter Stunde ein Friedensgefühl über mich, der Friede der Erfüllung.

Denn das einzig Vernunftgemäße auf der Welt ist die Liebe.

Weißt Du noch, wer das einmal gesagt hat? Ich weiß nicht mehr, ob Du es warst, ob ich —

Das ist auch belanglos. Wenn Du es gesagt hast, so habe ich's empfunden.

O meine Seele, meine Seele, wie liebe ich Dich!

Jetzt sollte ich das Buch meines Lebens weiter schreiben — und ich schreibe einen Liebesbrief an Dich.

Mein ganzes Leben ist ein Liebesbrief nach Dir gewesen, und Dein Herz ist das Buch meines Lebens.

Und ich habe den Hals eines anderen umklammert — in wahnsinniger Sehnsucht; und habe die Lippen eines anderen geküßt. Und meinen Leib einem anderen gegeben.

Du warst nicht da, — o Du: wo warst Du?

Du warst nicht da, als ich im Dämmerdunkel des Septemberabends an der Tür unserer Vorratsstube stand, als eine Hand sich schwer auf meine Schulter legte und ein Gesicht sich über meinen Kopf herniederbeugte, — als zwei heiße Lippen sich auf meinen Mund preszten . . .

Du warst nicht da. Und dennoch küßte ich Dich! Der Andere aber glaubte, ich küßte ihn. Und er flüsterte mir heiße, rasende Worte in das Ohr. Und ich hörte ihn an.

Seit fünfundzwanzig Jahren hatte er kein Weib gesehen.

Alle meine Sinne fieberten.

Ich war ein dummes, dummes Ding. Trotz der weißen Strähnen in meinem Haar. Wenn ich mir wenigstens klar geworden wäre über mein eigenes Verlangen!

Doch wie wäre das möglich gewesen?

Als Schande hätte ich's empfinden müssen, wenn ich's mir gesagt hätte, einfach und klar: ich begehre diesen Mann. Schande wär's gewesen, weil dieser Mann mich nicht zu seinem Weibe machen konnte. Schande wär's gewesen: denn wir wohlgefitteten höheren Töchter verkaufen unseren Leib nur gegen bar.

Gegen Ehre und Namen. Schenken dürfen wir nicht; das wäre eine Schmach: ein Rechenfehler!

Und ich schenkte dennoch. Schenkte, weil in mir der Trotz loderte gegen eine Gesellschaft, die mir nur Pflichten auferlegte und jeden Anspruch auf Lebensfreude nahm. Schenkte, weil ich mich unsagbar reich fühlte und mit meinem Ueberflusse nicht wußte, wohin.

Und hier war ein Bettler, der die Hand ausstreckte . . .

O Liebling, meine Seele, wo warst Du?

Der Oktobersturm umbrüllte unser Haus, als Vincenti ging. In unserer Winterwohnung nahm er Abschied von mir. Wir zogen alljährlich im Herbst, wenn die Saison beendet war, aus dem im Park gelegenen Sommerhause in das massive Gebäude an der Straße, in dem wir zwei große Parterrezimmer als winterliches Domizil eingerichtet hatten.

Meine Mutter legte noch die letzte Hand an die Aufbaumarbeiten im Logierhaus. Sie hätte eher geglaubt, daß die Flammen der Hölle die feste Decke durchbrächen, auf der

sie wandelte, als daß ihre Tochter sich ohne Bezahlung verschenden würde.

O liebe, liebe Mutter, ich bin bitter gegen Dich! Doch ich klage Dich nicht an, nur die Zeit, in der Du groß — nein: nicht groß geworden bist, diese Zeit, die jedes Weib mit Eisenklammern an den Erdboden gefesselt hielt. Wie hättest Du, die so früh schon ein geschütztes Heim, einen guten Mann und liebe Kinder gefunden, wie hättest Du aufstehen und um Dich sehen sollen?

Vincenti schlug mit einem schweren Hammer die Nägel in die Wand, an denen ich meine Bilder für den Winter aufhängen wollte. Er prüfte die Fensterriegel sorgfältig auf sicheres Schließen und rückte mir den Wandspiegel über der Mahagonikommode zurecht. Dann legte er den Arm um meinen Leib und führte mich vor das blinkende Glas.

So soll Dein Bild nun winterlang vor meiner Seele stehen — — —

Den Ärmel streifte er mir zurück bis zum Ellenbogengelenk und küßte mich dreimal auf den nackten Arm. Wie heilig ist mir die Stelle gewesen, auf der seine Lippen geruht.

Dann kam der Winter. Mit meterhohem Schnee und metertiefem Eis. Die Ströme waren bis auf den Grund gefroren, das Eis barst knisternd und klingend unter des flüchtigen Läufers Fuß.

Und während dieses ganzen Winters kämpfte ich den heißen, qualvollen Kampf mit mir selbst.

Ich betrog meine Mutter. Und konnte keine Reue darüber empfinden. Meine Sinne waren erwacht und drängten mich mit elementarer Gewalt in die Arme des Mannes. Ja, meine Sinne, welche verlangten, daß ich ganz Eins mit ihm würde, forderten von mir auch den gleichen Glauben, den er bekannte. Kein Bedürfnis meines Geistes trieb mich an, seine Bücher zu lesen, seine Himmel zu erschauen, nur eine zwingende Forderung des Gefühls. „Nicht mir zuliebe sollst Du Deinen Glauben wechseln,“ so schrieb er mir in einem seiner heimlichen, viele, viele, eng beschriebene Seiten umfassenden Briefe, „ich werde Dich auch lieben, wenn Du bleibst, so wie Du bist.“

Und dennoch betrieb er diesen Glaubenswechsel mit all seiner Kraft. Hat er sich selbst betrogen, als er jene Worte an mich schrieb, oder sind sie nur ein kühner Schachzug gewesen?

„Nicht Dir zuliebe will ich katholisch werden, sondern aus Liebe zu Dir.“

Das war meine Antwort, und ich glaube fest, daß es die Antwort war, die er erwartet hatte.

Nun folgte ein reger Briefwechsel. Vincenti unterwies mich in den Lehren seiner Religion, und mein liebendes Herz bot alle in der Weibesseele ruhende Musik auf, um sich in diese dunklen Tiefen zu versenken. Der Weibrauchnebel umwogte mich und legte sich süß und betäubend auf meinen Verstand.

Zuweilen freilich drang ein Lichtstrahl durch den blauen Dunst dieser mystischen Stimmungen, ohne daß ich wußte, von wo er kam. So erinnere ich mich, daß eines Tages, als ich eine seiner brieflichen Abhandlungen studierte, ein plötzliches Lachen in mir aufstieg, daß ich zu Tinte und Feder griff und ohne alle Umschweife die eine Frage niederschrieb: „Und glaubst Du wirklich an diesen blauen Dunst?“ Darauf erhielt ich einen Brief voll flammenden Zornes. Ich fühlte Peitschenhiebe auf mich niederfallen. Und in der heißen Angst, ihn verlieren zu können, hab' ich die Hand geküßt, die mich schlug, hab' ich die Zähne aufeinander gebissen und mich mit fanatischer Zudrünst an all' diese Wunder, Seligkeiten und Sinnlichkeiten aufs neue dahingegeben.

Das ging bis tief in den Februar hinein. Und als wir uns ein halbes Jahr fast nicht gesehen hatten, da schlug uns trotz aller geistigen und geistlichen Bindemittel die gesunde, natürliche Sehnsucht in roten Flammen über dem Kopfe zusammen. „Wir müssen uns sehen,“ schrieb er, „wir müssen sprechen über die heiligsten und tiefsten Dinge.“

Unter dem Vorwande, entfernte Verwandte besuchen zu wollen, bin ich zu ihm gefahren, mitten durch die Schneeberge hindurch, die sich mit Elementargewalt gegen die fauchende Maschine stemmten und schließlich doch dem von Menschengestir erdachten, von Menschenhand geformten Ungeheuer weichen mußten.

Mein Lieb, soll ich Dir meine Empfindungen auf dieser Fahrt zu schildern versuchen? — Ich war kein schutzbedürftiges

Kind, das seinem Verhängnis ahnungslos entgegenging. Ich wußte ganz genau, was ich tat. Und tat es doch, von einem wilden Trotz gestachelt, von einer unsichtbaren Hand vorwärts gestoßen . . .

Als der rote Lichtschein der Station, auf der Vincenti mich erwartete, in mein Coupéfenster fiel, schüttelte ein Schauer mich von Kopf bis zu Fuß; ich hatte die klare Empfindung, daß ein Unabwendbares da draußen stand und den Kiesel von der Tür stieß. Ich fühlte einen Eishaut über meine Schläfen gehen. Das Feuer in mir war plötzlich erloschen; eine kalte, grausame, lüsterne Neugier froh mir durch die Adern. Das war nicht mehr ich, die Wilma: dies blasse, willenstrogige Weib, das durch die eisbereiten Fenster in die Winternacht startete, das war eine völlig Fremde, die lachend in ein sicheres Verderben ging. Ich stand dicht neben ihr und beobachtete jeden Zug ihres gespannten Gesichtes, jedes Zucken ihrer fiebernden Seele mit einer dämonischen, eiskalten Wißbegierde.

Und diese Begierde blieb. Sie war in mir, als ich an seiner Seite im knirschenden Schnee durch die prachtvolle Vollmondnacht dem weltverlorenen Städtchen zuwanderte, das wir zum Orte unserer Begegnung erwählt. Kalt wie das Mondlicht flirrte sie in mir, als in dem verschwiegene Hotelzimmer der Mann, all' seiner priesterlichen Würde vergessend, den brutalen Arm um die zitternde Beute schlang, sie war in mir und wirkte derart lähmend und überwältigend auf meinen gefunden Willen ein, daß jede Widerstandskraft erlosch, wie die Blut in mir erloschen war. Ich studierte den Menschen in ihm und in mir — mit einer unheimlichen Gespanntheit. Ich studierte, während mein Ohr seine kosenden Worte trank, während ich in einem plötzlichen Gefühl des Widerwillens seine Hand von meinem Herzen stieß. Ich studierte mich selbst.

Kaum aber, daß er mich verlassen hatte, so sprang ich empor in rasender Hast, warf mit kraftvoller Hand den Kiesel vor die Tür und stand nun mit nackten Füßen mitten in dem großen, kahlen, kalten Zimmer — und lachte — lachte — lachte — bis mir die Tränen über die Wangen liefen, bis ein seltsames Schluchzen aus meinem Herzen brach, das, über die höhnisch verzerrten Lippen hufschend, mit meinem Gelächter zu einem grellen, gebrochenen, unerhörten Laut verschmolz.

Das war der schwerste Teil meiner Beichte, das Geständnis, daß ich mich nicht aus Liebe hingegeben habe, sondern unter einem seltsamen Vann, in einer Art von Suggestion. Von jenem Moment an wußte ich, daß ich ihn nie geliebt, daß ich an all' seine Heiligthümer nicht eine Stunde lang geglaubt, — und dennoch, Du: heuchelte ich ihm auch fernerhin Liebe, kniete vor seinen Göttern und hielt ihm die Treue.

Warum nur?

Das war ein tiefes, schreckhaftes Rätsel für mich in jenen dunklen Tagen. Heut, in Deinem Lichte, liegt auch über diesen Tiefen Klarheit.

Die Liebe liebte ich, die ich nicht kannte. Ich glaubte mich „gefallen“, und die grausamen Morallehren der Gesellschaft, in der ich erzogen war, spukten in meinem überreizten Gehirn. Dem Manne, dem ich einmal angehört, dem mußte ich tren sein, wenn ich nicht ein verlorenes oder verdorbenes Geschöpf werden wollte. Ich war auf einen Schlag in eine furchtbare Abhängigkeit geraten. Und so versuchte ich's denn mit all' den angeborenen Künsten des Weibes, mir die Liebe meines Herrn zu erhalten. Auch mein ganzer „Glauben“ war, abgesehen von vereinzelten dunklen Augenblicken, in denen die Verzweiflung mich packte, nur ein Kokettieren mit dem Manne.

Dabei fühlte ich seine Brutalität, fühlte, daß ich die Macht über ihn verloren hatte, ganz und gar.

Und nun forderte er von mir. Forderte, daß ich fromme Lieder „dichten“ sollte. Er begann mit meinem Talent für seine Kirche zu rechnen.

So ward ich sein Geschöpf. Er sagte mir das schonungslos, während er mich mit Liebkosungen überhäufte.

Und ich wehrte ihm nicht mehr. Ich war ihm verfallen. So ohne alle Kraft war ich, daß selbst meine Tränen versiegten.

Und als ich ihm die Hand zum Abschiede gereicht, als sich die betterne Scheidewand zwischen uns geschlossen hatte, ging ein tiefes Aufatmen durch meinen Körper. Ein Gefühl des Freiseins durchschauerte mich.

Mit einer Lüge ging ich von ihm; und lange Jahre hindurch sollte mein Leben eine einzige, qualvolle Lüge sein.

Durch tiefen Schnee kam ich vom Bahnhof heim. Eine seltsame Schwere lag in meinen Gliedern, so dumpf, so drückend, daß meine Stapsen im Schnee mir absonderlich groß und tief

erschiene. Meine Mutter empfing mich mit überströmender Zärtlichkeit. Sie hatte sich nach mir gesehnt, hatte sich geängstigt um mich.

„Eine körperliche Angst hab' ich ausgestanden, Wilma. Wenn ich Dich nicht so gut aufgehoben gewußt hätte, wäre ich Dir nachgefahren!“

Trotz ihrer Krankheit, ihrer Schwäche, trotz der Härte des Winters! Du gutes, ahnungsreiches Mutterherz! — Und ich belog sie wiederum, indem ich ihr von den in Varnsfein genossenen Vergnügungen erzählte, während ich in Wirklichkeit nur einen Tag lang auf der Rückfahrt bei meinen Verwandten verweilt hatte.

„Acht Tage hab' ich dann warten müssen, bis Vincenti's erster Brief kam. Und der war voll von Vorwürfen darüber, daß ich bei unserem Abschiede nicht einmal gemeint hatte. Ein qualendes Mißtrauen blickte, unter den zärtlichen Worten verborgen, mir höhnisch ins Gesicht.“

Dies Mißtrauen empörte mich, obwohl es berechtigt war. Nicht, daß ich einen Augenblick in der Treue zu ihm gewankt hätte: — ich hätte mir eher das Herz aus der Brust schneiden lassen, ehe ich ihn, auch in Gedanken nur, betrogen oder verlassen hätte. Aber er mußte den Mangel an Wärme von meiner Seite empfunden haben. Das kam mir freilich damals nicht in den Sinn; und so fuhr ich fort, ihm verlogene, verliebte, überspannte Briefe zu schreiben.

Und nach einigen Monaten war ich im Laumel meiner Gefühle genau auf demselben Punkt angelangt, auf dem ich vor unserer Zusammenkunft gestanden. Ja bildete mir wieder ein, daß ich ihn liebte und glühend begehrte.

Heute weiß ich, daß es ein Anderer war, nach dem Körper und Seele schrieen. Ein Anderer, der die große Freiheit der Liebe lehrte und weiß, daß all' ihre Geschenke königliche Gnaden sind.

Im brennenden Sommermond trafen wir uns zum andern Male. Ich traf eine Stunde nach der verabredeten Zeit in dem von ihm bestimmten Hause ein. Auf seiner Stirn lag eine tiefe Falte.

„Warum ließeßt Du mich warten?“

Herb und hart klang sein Wort.

Von heißem Schreck durchschauert, schlang ich die Arme um ihn. Zum ersten Male freiwillig, zum ersten Male ich, und nicht das kalte, fragenhafte Wesen, das so oft außerhalb mir gestanden und mich neugierig beobachtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Pfaffenrevolte.

Die politische Form der aufkommenden bürgerlichen Gesellschaft war der Absolutismus. Sein vorbildliches Gebräuge empfing er in dem Spanien Philipps II. Dieser trat den beginnenden Gewerbesleiß seines Landes durch die Ausrottung der Mauriken ebenso in den Boden, wie er die neuentdeckte transatlantische Welt, einen 60 Breitengrade umspannenden Kolonialbesitz, den herrschenden Ueberbleibseln aus der Feudalzeit, den Junkern und Pfaffen, zur strapellosten Auswucherung überließ. Als Werkzeuge zu diesem Ziel diente ein streng monopolisierter Handel, ein auf der Sklavenarbeit ruhender Plantagenbetrieb, ein raffiniertes Steuer- und Zehntenwesen, sowie das Schröpfhsystem der Bettelorden, die mit der Bigotterie der Höllefürst die hilflose Rückständigkeit gerade der Ärmsten terrorisierten. Der spanischen wesentlich verwandt und seit der Verteilung der Hugonotten völlig auf sie zugeschnitten war die Handelspolitik Frankreichs im 17. und seine Kolonialpolitik im 18. Jahrhundert.

Zu derselben Zeit, da der kapitalistische Absolutismus in Spanien sein Totenreich errichtete, dessen unsagbare Schmach und Schande die Nation der Calderon und Cervantes vier Jahrhunderte hindurch bis in die jüngste Gegenwart tragen sollte, blühte die niederländische Industrie, begünstigt durch den frühen Handel mit Orabant und Flandern und die Beziehungen zur Hansa und zu England bereits mächtig und unauffaltbar empor. An ihr rannte sich der spanische Despot zum Glück und zum Segen der ganzen Welt den starren Schädell ein. Die Niederländer waren nicht allein darauf bedacht, koloniale Ergüsse in das Land einzuführen, sie suchten nicht gleich den spanischen Junkern und Pfaffen mit dem Ueberseehandel und der Ausbeutung fremder Silberminen den inländischen Gewerbesleiß niederzuschalten: sie verarbeiteten die Kolonialprodukte zum guten Teil und schufen an der Hand des transatlantischen Verkehrs eine Reihe der einflussreichsten Manufakturen. Mit den Holländern kommt die Weltpolitik des bürgerlichen Handelskapitals auf. Sie lassen sein erstes umfassendes Geldinstitut in der Bank von Amsterdam entstehen, sie erobern die Märkte kulturell höher stehender Völkerschaften und richten sich am Ray der guten Hoffnung und in Batavia ein; die ostindische Handelskompagnie wird vorbildlich für die nachmaligen englischen Gesellschaften gleichen Schlages.

Wie die Holländer über die Spanier, so schritten die Engländer über die Holländer hinaus. Hatten diese sich begnügt, aufnahmefähige Ueberseemärkte mit Waffengewalt zu monopolisieren, so begannen jene mit der eigentlichen, auf dem Ackerbau fußenden Kolonisation. Es waren die politisch radikalsten Elemente, die vor und nach dem Siege der englischen Bourgeoisie über das Königtum den Staub des Mutterlandes von den Füßen schüttelten und in den Urwäldern Amerikas eine neue Heimat suchten. Proletariat und Kleinbürgertum der Städte sowie die Bauernschaft hatten wohl mit ihrem Blute für die bürgerliche Emanzipation gekämpft; sie waren es eigentlich, die die Revolution zum vollen Bruch mit dem Königtum und zur Hinrichtung Karls I. trieben. Das hinderte jedoch nicht, daß die Folgen der Umwälzung am schwersten gerade auf ihre Schultern fielen. Die englische Kolonialpolitik lief darauf hinaus, die Entwidlung der Kolonien zwar zu begünstigen, aber ohne sie über den Punkt hinausgelangen zu lassen, wo sie der Erzeugnisse der englischen Manufaktur durch Eigenproduktion hätten entzogen können: ein Versuch, der den Widerspruch in sich selber trug. Raum hatte denn auch das Mutterland den amerikanischen Ansiedlern geholfen, sich aus der drohenden Umklammerung von den französischen Nachbargebieten her zu befreien, als jene daran gingen, sich die Unabhängigkeit auch vom Mutterlande zu erkämpfen, die gleichbedeutend war mit der industriellen und handelspolitischen Selbständigkeit. Damit begann zugleich die letzte Phase der bürgerlichen Entwidlung, die sich kennzeichnet durch das Entstehen und den Aufschwung der maschinellen Großindustrie.

Der Begriff der persönlichen Arbeit als des wichtigsten, die gesellschaftliche Wirtschaft bestimmenden Gutes, von dem die bürgerliche Entwidlung ausging, war dem Feudalismus fremd gewesen. Er hatte sich auf die Ansammlung von Naturalvermögen beschränkt, das er, dem Charakter seiner Produktionsweise entsprechend, in Landbesitz aufhäufte. Zumal die Kirche hatte es hierin zur Meisterhaft gebracht. Unzählige Institute, Klöster, Stifter, Konvente, mit der alten Gesellschaft aufs innigste verwachsen, hatte sie auf den Landbesitz gegründet. Als nun im 13. Jahrhundert die Grundrente sank, gerieten diese in Verfall und vielfach in völligen Ruin. Zu ihrer Sanierung boten Ablass und Reliquienhandel den einen, Pfändenkauf und Pfändnerwucher den anderen Weg. Die Mitglieder der reichen Geschlechter schlugen Pfände zu Pfänden, während notleidende Biskare in den Gemeinden an ihrer Stelle das Evangelium verkündeten. Ein Kanonikus zu St. Thomas in Straßburg, Jakob Abel, besaß z. B. nicht weniger als hundert Pfänden und trieb damit einträglichen Handel. „Gots Junthern“ hieß in Deutschland der Volksmund diese „Geistliche“. Nicht besser lagen die Verhältnisse in den anderen Ländern, zumal in Frankreich, wo das Feudalsystem viel ausgeprägter zur Durchführung gekommen war als in Deutschland. Ludwig der Heilige schon hatte hier in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts den Mißbräuchen in der Besetzung geistlicher Stellen zu steuern gesucht, zumal alle Gelderhebungen seitens Roms verboten, zu denen der König nicht seine Einwilligung gegeben. Eine von der feimigen Grundverschiedene und an sich recht sonderbare Methode, die Geistlichkeit unter seine Vormünder zu beugen, wandte Philipp IV. an. Er verfälschte systematisch die Münze und setzte die ausgegebene schlechte Münze im Wert herab; dadurch richtete er nicht nur die Münzstätten der Barone und Kommunen, sondern in erster Linie die der Bischöfe zugrunde. Es kam so weit, daß ihm 1303 die Bischöfe 10 Proz. ihrer gesamten Einnahmen anboten, wenn er nur von ferneren Verschlechterungen der Münze Abstand nehmen wolle. Selbst als er später wieder bessere Münze schlug, machte er ein Mittel der Veträgererei daraus, indem er selber in schlechtem Gelde zahlte, dagegen alle Abgaben in gutem Gelde verlangte.

Das französische Königtum kam in Anlehnung an die unteren Klassen und die vorwärtsdrängenden Elemente der Städte empor. Wie es die Lage der Leibeigenen auf seinen Domänen vielfach erleichterte und so die Barone und Bischöfe gleicherweise zu Zugeständnissen gegenüber ihren Hinterlassenen zwang, so suchte es in seinen Zentralisationsbestrebungen sich auch auf die emporstrebende Bevölkerungsschicht der Kommunen, die Bourgeoisie, zu stützen. Charakteristisch nach dieser Richtung sind die mannigfachen Erlasse über die Regelung der Armenpflege. „Sie ist zunächst ein Vorstoß gegen die finanzielle Macht des Adels und des sich aus ihm rekrutierenden und mit ihm verbündeten höheren Klerus, welche die reichen Geldmittel zu ihren Zwecken benutzten. Zugleich aber war sie von der Rücksicht auf die Bourgeoisie der großen Städte diktiert. Das Zusammenstehen des bettelnden, der Unterstützung der Stiftungen beraubten Proletariats des flachen Landes in jene steigerte die Steuerlast für das Armenwesen rapide und ertönte den Unwillen der besitzenden Klasse.“ So rügt ein Edikt vom Jahre 1545, daß die Armenhospitäler nicht nur von Tag zu Tag schlechter verwaltet würden, sondern daß die Prälaten des Königreiches sich bemühten, die Einkünfte derselben völlig an sich zu ziehen und zu ihrem Eigentum zu machen, wodurch die Bewohner der Städte gezwungen worden wären, sich zum Unterhalt der armen Bettler zu besteuern. Noch klarer verfährt eine Ordonnanz Heinrichs III. vom Jahre 1579, daß in Zukunft zu Leitern und Verwaltern der Einkünfte der Hospitäler und Krankenhäuser nur noch einfache Bürger, Kaufleute und Arbeiter und nicht mehr Geistliche, Edelleute, öffentliche Beamte, ihre Untergebene oder von ihnen vorgeschobene Personen bestellt werden sollten. (Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

w. Humberg. — Mumpitz, Sums. Man kann jeden Tag in den Zeitungen lesen, daß mit dieser oder jener Sache ein schamloses Humberg getrieben werde oder daß diese oder jene Sache selbst ein noch nie dagewesener Humberg sei. Man hat dann die Vorstellung, daß der Sache eine Bedeutung gegeben wird, die ihr ihrer Natur nach fremd ist, daß sie zu dem Zwecke aufgebaut wird, auf die große Masse aller Denksaulen, Gleichgültigen oder Unmündigen einen benebelnden Einfluß auszuüben. Der Kundige weiß, daß jeder Humberg von denen in Gang gesetzt wird, die sich auf betrügerische Weise Vorteile verschaffen wollen, da sie nicht imstande sind, die erstrebten Vorteile durch eine ehrliche, das Wohl der Allgemeinheit fördernde Arbeit zu erreichen. Es gibt einen geschäftlichen Humberg und einen politischen, jedenfalls sind das die beiden Hauptarten. Den ersteren kann man jeden Tag in jeder Zeitung finden, die ihren Anzeigenteil den Anpreisungen der Geschäftsleute öffnet. Ein Geschäftsmann, namentlich der von heute, kann ohne den Humberg nicht leben. Wir wollen damit nicht sagen, daß er deshalb beim Lesen dieser Zeilen gleich über und über rot werden solle, aber so ein klein wenig kann er sich schon schämen, wenigstens dem kleinen Humberg entsprechend, den er tagtäglich treiben muß, um sich über Wasser zu halten. Allerdings wird den geriebensten Gaunern von den Redaktionen der sozialdemokratischen Blätter scharf auf die Finger gesehen, aber nicht so scharf, daß man hier nicht doch hin und wieder dem Humberg begegnet. Bedeutend gefährlicher als der geschäftliche ist der politische Humberg, wie er einem in Geschichtsbüchern und bürgerlichen Zeitungen tagaus tagein frech und unverfroren vor die Augen tritt. Der Zweck ist bei beiden der gleiche: es sollen den Unmündigen und Unkundigen, überhaupt den Gutgläubigen, Vorteile abgerungen werden, die sie, ohne benebelt worden zu sein, nicht gutwillig hergeben.

Gibt es denn aber diesen Humberg schon lange auf dieser vergnügten Erde? Woher stammt er denn eigentlich? Er ist so ungefähr ein paar Hundert Jahre alt und stammt aus dem Lande jenseits des Ozeans, wenigstens wurde für Vorgänge der bezeichneten Art schon in den Jahren 1735—1740 von der feinen und maßgebenden Welt diese Benennung gebraucht. Ob der Ausdruck selbst daher stammt, ist wohl fraglich, jedenfalls aber ist er englisch. In dieser Sprache gibt es zwei Tätigkeitswörter, die beide gleich, nämlich to hum geschrieben werden. Das eine bedeutet: summen, brummen, das andere: betrügen, täuschen. Von diesem letzteren wird der erste Bestandteil des in Rede stehenden Wortes gewöhnlich abgeleitet. Der zweite soll das jetzt veraltete, aber hier und da noch landschaftlich bezugte Wort bug, Robold oder Gepsenst, sein. Danach wäre also die Bedeutung: täuschender Robold, betrügerisches Gepsenst, was der Sache nach ungefähr stimmen könnte. Hierzu habe ich zu bemerken, daß ich diese Erklärung für falsch halte, da man gar nicht erst anzunehmen braucht, daß die beiden Tätigkeitswörter to hum überhaupt verschiedene Wörter sind. Es ist nämlich im Englischen außer dem erwähnten bug noch das Wort bugbear vorhanden, das auf deutsch soviel heißt wie: Popanz, schwarzer Mann. Die Neigung zu Abfälschungen ist aber nirgends so ausgebildet wie in England, so daß man für bugbear einfach kurz bug sagte, hum davorsetzte und eine Bildung bekam, die genau dasselbe bedeutete, was im deutschen der Mummelbug, der Mumbuz, der Mumpitz besagt. Der Mummelbug ist in Deutschland eine Schreckgestalt, die mummum sagt, durch ihre Brummen ängstliche Kindergemüter in Schrecken setzt, in Wirklichkeit aber nichts weniger als schrecklich ist, sondern sich nur künstlich durch die Gebärde bei gutgläubigen Kindern eine fürchtgebietende Achtung verschafft. Jeder von uns weiß aus seiner eigenen Kindheit, wie oft gleichaltrige oder größere Kinder oder selbst Erwachsene versucht haben, ihm durch Heberwerfen von bauchigen Kleidungsstücken und durch anhaltendes Brummen bei geschlossenem Munde bange zu machen. In Wirklichkeit aber ist, wie schon gesagt, eine solche Gestalt eben ein Mumpitz. Später hat man die Bezeichnung auch auf Sachen und Vorgänge ausgedehnt, so daß man heute fast nur ausschließlich diese darunter versteht, Dinge von angeblich großer Wichtigkeit, die aber in Wirklichkeit bedeutungslos und ohne Wert sind. In Hessen geht freilich der Mummelbug auch heute noch als Schreckgestalt umher. Vor allen Dingen wissen wir jetzt, nachdem wir erfahren haben, was ein Humberg oder ein Mumpitz ursprünglich ist, wie wir uns ihm gegenüber zu verhalten haben. Bange machen gilt eben nicht, die Augen offen und die Taschen zu!

Es gibt im Deutschen noch ein Wort, das sich nahe mit Humberg und Mumpitz berührt: der Sums. Was Sums bedeutet, ist nicht schwer zu sehen, er ist weiter nichts als das Gefumse, das durch Summen künstlich bedeutungsvoll gemachte Gerede. Lassen wir uns also auch keinen Sums vormachen! —

— Belgisch-römisches Kunstgewerbe. Der Vorsitzende des archäologischen Vereins von Namur, Alfred Bequet, hat, wie die „Kölnische Zeitung“ berichtet, neuerdings urchenliche Beweise gefunden, daß vor 1800 Jahren in der Gemeinde Anthée 2 Kilometer von Namur, Betriebe bestanden, die den Unternehmungen der heutigen Großindustrie nahekommen. Die Umgebung von Anthée ist überaus reich an Eisenerzen, und der römische Staat, der sich nach der Einkerleibung Belgiens das Eigentumsrecht an den Ergruben vorbehielt und diese verpachtete, hatte einen höheren Beamten namens Antein nach der Gegend des heutigen Anthée entsandt, der vermutlich die Ausbeutung der Eruben zu überwachen und die

Gefälle zu erheben hatte. Allem Anschein nach hat Antoin das dort aufgedeckte geräumige Wohnhaus, das Antoin hieß, sowie die umliegenden Fabrikanlagen zur Bearbeitung von Eisen, Bronze und zur Herstellung von Email errichtet. Das Wohnhaus verriet großen Wohlstand; unter anderem barg es feine Porzellan- und Bildhauerarbeiten. Des weitern fand man in Antoin eine Kupfererschmelze, bronzene Kunstgegenstände, kleine Büsten von Gottheiten, Metallverzierungen für Hausgeräte und zahlreiche Schmucksachen, wie Haarnadeln, Armbänder und Spangen (Brofchen). Außerdem wurden Stücke von Schmelzriegeln zutage gefördert, die noch Spuren von Bronze und verschiedenfarbigem Glasfluß enthalten, ferner sonstige Siebereinwerkzeuge und Zangen für Emailarbeiter. Von den Schmucksachen aus den Werkstätten von Antoin verdienen wohl am meisten Beachtung die Spangen und Sicherheitsnadeln, wovon sich fast 1000 Stück im Museum von Namur befinden. Während die heutigen Sicherheitsnadeln durchweg von derselben Form und höchst einfach sind, erhielten die des zweiten Jahrhunderts durch Bearbeitung mit Hammer und Feile die ziellichsten Gestaltungen. Die verzinneten oder emaillierten Spangen wurden dagegen in Formen gegossen, und zwar nach demselben Verfahren, das heute noch bei den Goldarbeitern üblich ist. Die verzinneten Brofchen sind länglich, kräftig, von sehr feinem Guß und punziert, wobei den vorstehenden Teilen ein stärkerer Glanz gelassen ist. Die Emaillierung der Schmucksachen befundet genauere Kenntnisse des Glasflusses. —

Aus der Pflanzenwelt.

—o— **Selbständige Blattbewegung bei einer Sauersee-Art.** Zu den Pflanzen, welche auf eine Erschütterung oder bloße Verührung hin mit einer Bewegung ihrer Blätter antworten, gehört auch die Gattung Sauersee (Oxalis). Die dreizähligen Blätter, die in ihrer Form an die des echten Klee (Trifolium) erinnern, senken sich nach mechanischem Reize abwärts. Nun hat Herr Hans Molisch indes, wie er in den Berichten der Deutschen botanischen Gesellschaft mitteilt, eine neue Entdeckung an einer auf Java einheimischen Sauersee-Art, der Oxalis hedysaroides, gemacht. Als er an einem warmen Sommertage vor einem sehr üppig gewachsenen, etwa 1/3 Meter hohen Exemplar dieser Pflanzengattung stand, um ihre Blätter zu betrachten, bemerkte er auf einmal, daß eines der Blätter sich ganz plötzlich nach unten senkte. Molisch glaubte zunächst, daß es sich nur um die gewöhnliche Bewegung handle, die durch irgend einen äußeren Reiz, eine Erschütterung oder einen Wechsel in der Beleuchtung hervorgerufen worden sei. Zu seinem größten Erstaunen sah er jedoch, während er ganz ruhig vor der Pflanze stand, bald hier bald da, fast in jeder Minute ein Blatt sich plötzlich nach unten senkte.

Vor allem ist die Schnelligkeit der Bewegung bei dieser Sauersee-Art sehr bemerkenswert. Es gibt nämlich auch einige andere Pflanzen, welche solche selbständige Bewegungen ausführen. Beim Wiesenklee ist die Erscheinung weniger auffällig, schon besser tritt sie an einem kleinen, zu den Schmetterlingsgewächsen gehörigen Strauche, der aus der feuchten Gangesniederung stammt, dem Desmodium gyrans, hervor. Bei ihm bewegen sich in warmer, feuchter Luft, bei einer Temperatur von 22 bis 25 Grad, die Blättchen rudweise im Kreisbogen durch die Luft, so daß sie in einer bis drei Minuten eine Umdrehung vollenden. Bei der erwähnten Oxalisart ist die Bewegung indes viel schneller und viel energischer. Bei ihr senkt sich die Blattspitze um einen Winkel von 30 bis 45 Grad in einer oder in wenigen Sekunden, und das ist ein Weg von einem halben bis anderthalb Zentimeter, den sie da zurücklegt. Die Einsenkung vollzieht sich in den Gelenken, sie erfolgt entweder plötzlich auf einmal oder in mehreren Abgängen. In letzterem Falle schieben sich zwischen je zwei einzelne Senkungsphasen Pausen von sekundenlanger Dauer ein, bisweilen macht die Bewegung bis zu sechs Abgängen, um zum Ziele zu gelangen. Alsdann kann sich die ganze Senkung auf eine Zeitdauer von 12 Sekunden erstrecken. Sie ist also selbst in diesem Falle ziemlich energisch. Erfolgt sie allerdings auf einen Aus, so braucht sie gar nur eine bis zwei Sekunden. Die Rückkehr in die normale Lage dauert indes bei den Blättern, die sich gesenkt haben, recht lange, nämlich ungefähr fünf Minuten. Diese Aufwärtsbewegung geht auch ganz allmählich von statten, so daß sie mit dem Auge nicht direkt beobachtet werden kann. An heißen Tagen kann man die selbständige Bewegung von oxalis hedysaroides sehr häufig beobachten. Molisch zählte an einem Triebe, der nur fünf ausgewachsene Blätter besaß, bei einer Temperatur von 29 Grad innerhalb einer Viertelstunde 21 Senkungen von Fiederblättchen. Die Reihenfolge der sich senkenden Blätter ist eine ganz unregelmäßige, nur manchmal neigten sich die Seitenblättchen eines und desselben Blattes rasch nach einander abwärts. Welche inneren Einflüsse diese scheinbar selbständige Bewegung der Sauerseeart oder ähnlicher Pflanzen hervorruft, ist noch gänzlich unbekannt.

Technisches.

— Die Wanderung der Schienen. Im hiesigen Bezirksverein deutscher Ingenieure hielt Ingenieur Dormüller einen Vortrag über eine von ihm konstruierte Vorrichtung, um die Längsbewegungen der Eisenbahngleise, die sogenannte „Schienentwanderung“ zu beseitigen. Die Vorrichtung bietet speziell eisenbahntechnisches

Interesse, von allgemeinerem Interesse aber dürften die Ausführungen des Genannten über Ursache und Wesen jener merkwürdigen, den Nichtfachleuten wenig bekannten Erscheinung sein. Die Längsbewegung der Eisenbahnschienen, die bei zweigleisigen Bahnen fast nur in der Fahrtrichtung, selten in der umgekehrten Richtung beobachtet worden ist, wird durch die kleinen Spielräume ermöglicht, die man bei dem Stoß zweier Schienen freilassen muß, damit die Schiene bei großer Wärme nicht an ihrer Ausdehnung behindert werde. Das Wandern führt große Uebelstände in der Gleislage herbei; häufig ist es an dem Verwerfen der Gleise an heißen Sommertagen schuld, weil sich die Schienen, wenn die Wärmelücken geschlossen sind, mit den daran hängenden Schwellen seitwärts schieben oder nach oben heben. Ganz besonders wird aber dadurch die Bahnunterhaltung verteuert, indem das Zurückholen und die Instandsetzung der Schienen zum mindesten 30—40 Proz. der Kosten für die Gleisunterhaltung ausmacht.

Die Ursachen dieser Längsverschiebung sind recht verwickelt. Zunächst sind es die Schläge der Räder an den Schienenstößblöcken, welche die Schienen in der Fahrtrichtung vortreiben, besonders bei Schnellzügen, und wenn infolge Verschleißes von Laßche und Laßchenlammer der Stoß seine Steifigkeit schon teilweise eingebüßt hat. Ferner verstärkt die rollende Reibung der Wagenräder und besonders die Reibung der gebremsten Räder auf den Schienen das Wandern. Auch die Kegelform der Radreifen hat wohl einen Anteil an der Wanderung, weil infolge etwaiger Spurerweiterungen und des Verschleißes am Randflansch die beiden Lauffläche derselben Achse ungleichen Umfang haben und das eine Rad notwendigerweise gleiten muß. Dazu kommt noch, daß in Krümmungen durch das Anstreifen der Spurränne der äußeren Räder die Schienen mitgerissen werden. In der geraden Linie wie in Krümmungen macht man die Beobachtung, daß fast durchweg der eine Schienenstrang stärker wandert als der andere, wodurch sich die Stoßschwellen schräg stellen und Spurbengungen entstehen. In Strecken mit scharfen Krümmungen und starken Steigungen kommt es sogar vor, daß die eine Schiene vorwärts und die andere rückwärts wandert. Bei eingeleistigten Bahnen, wo daselbe Gleis in beiden Richtungen befahren wird, tritt das Wandern in geringerem Maße auf; es kommt jedoch auch hier besonders in Gefällen und Krümmungen vor, und die Bewegung hängt zweifellos von der Größe der Lasten ab, die in der einen oder anderen Richtung befördert werden. —

(„Technische Rundschau.“)

Notizen.

— Ludwig Thoma: Lausbuben geschichten. München. Albert Langen. Geheftet 2 M. — Das lustigste Buch, das mir seit Jahren in die Hände gekommen. Ein kleiner Lateinschüler „berichtet“ seine Taten und Schwänke; in jenem Hochdeutsch, aus dessen Worten, Wort- und Satzfolgen der Dialekt hervorlugt. Aus jedem Bolal klingt er wieder. Die Charakterisierung der einzelnen Personen ist prächtig. Den Onkel hab' ich gekannt und den Katecheten, den Lehrer, dem es das Herz zerreißt, daß man nicht mehr hauen darf, und besonders gut den Professor, der einmal mit auf die Jagd durfte. Aber alle meine alten „Todsünden“, vom blauen Zwiader bis zur giftigen Wurst, sind mir eingefallen, als ich die „Besserung“ las. Das Buch wird auch in Norddeutschland viele Leser finden. So recht genießen, mein' ich, kann es aber nur: Wer katholisch getauft, auf dem Lande aufgewachsen und noch obendrein ein Förstersbub ist. Einen Fehler hat es leider: Es ist zu teuer. — s.

— Das italienische Parlament hat dem Dichter Carducci einen Ehrensold von 12000 Lire bewilligt. —

— Die Gründung eines allgemeinen Städtebundes-Theaters für den Harz ist zustande gekommen. —

— „Mamzell Courasche“, ein Einakter von Erich Korn, ist von dem Josephstädtschen Theater in Wien erworben worden. —

— Die Museen in Berlin haben die Konzession zur Ausgrabung des Apollo-Tempels von Didyma bei Milet erhalten. Die Ausgrabungen werden unter Leitung des Professors Wiegand im nächsten Frühjahr beginnen. —

— 14718 Aerzte Großbritanniens haben an den englischen Kultusminister eine Eingabe gerichtet, in der Gesundheitslehre als Unterrichtsgegenstand für alle öffentliche Schulen und vor allem Aufklärung über die Eigenschaften und Wirkungen des Alkohols gefordert wird. —

— Gewinnung von Leuchtgas aus Koksnußöl. Für das Dienstgebäude des Bureau of Government Laboratories auf den Philippinen, welches seiner Vollendung entgegengeht und mit den modernsten Einrichtungen und Hilfsmitteln ausgerüstet werden soll, ist eine eigenartige Beleuchtung vorgesehen. Da die asiatische Steinkohle zur Erzeugung von Gas nicht wohl geeignet ist und der Bezug von europäischer oder amerikanischer Gasohle sich verhältnismäßig zu teuer stellen würde, geht das genannte Bureau mit dem Plan um, sich das benötigte Leuchtgas aus inländischem Koksnußöl zu verschaffen. Starke gußeiserne Retorten werden zu diesem Zwecke in Defen zur Rotglut gebracht und das Koksnußöl sodann langsam in dieselben abgelassen; hierdurch entwickelt sich ein hochwertiges Leuchtöl, welches frei von Rauch und Rückständen ist. —

(„Der Tropenpflanzer.“)